

JULIANA BUHRING

Mein
**WELT
RENNEN**

**WIE ICH ALS SCHNELLSTE
FRAU IN NUR 144
TAGEN MIT DEM RAD DIE
WELT UMRUNDETE**

riva

© des Titels »Mein Weltrennen« von Juliana Buhring (978-3-7423-0109-3)
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>



© des Titels »Mein Weltrennen« von Juliana Buhring (978-3-7423-0109-3)
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

Über die Autorin

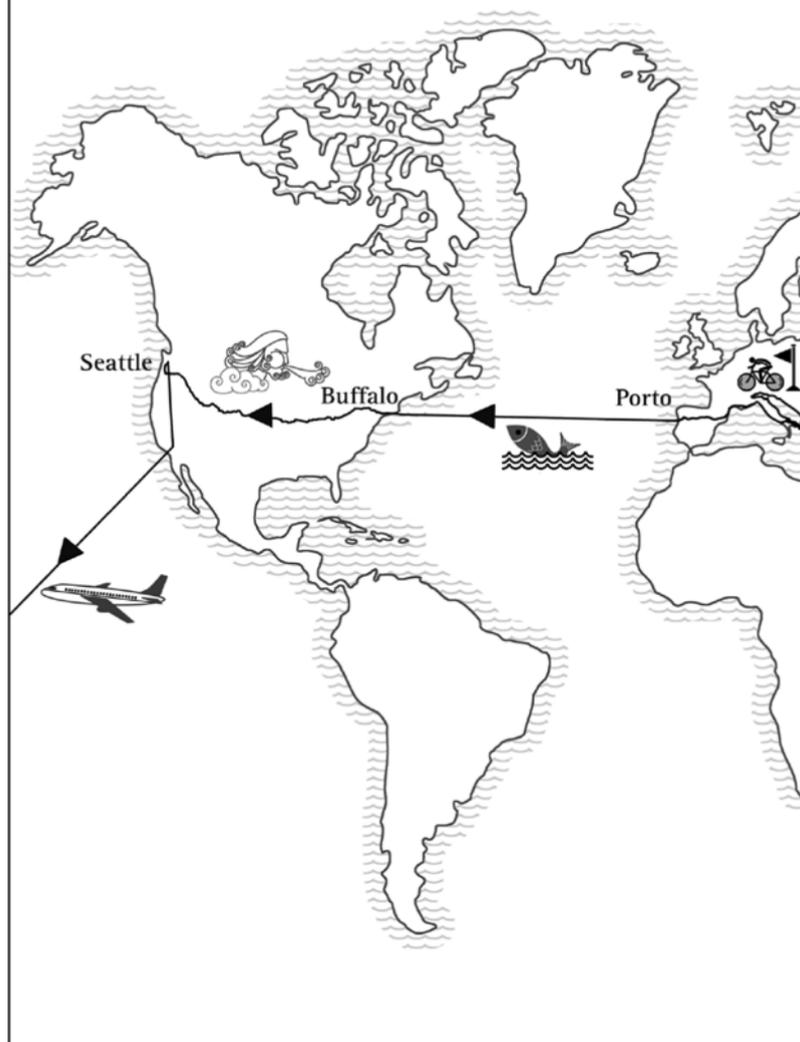
Juliana Buhring ist die erste Frau, die die Welt auf dem Fahrrad in 152 Tagen umrundet hat und damit den Guinness World Record brach. Dies ist umso erstaunlicher, da sie erst 2011, im Alter von dreißig Jahren, überhaupt mit dem Radsport angefangen hat. Schon ein Jahr später schaffte sie es, einen Weltrekord aufzustellen.

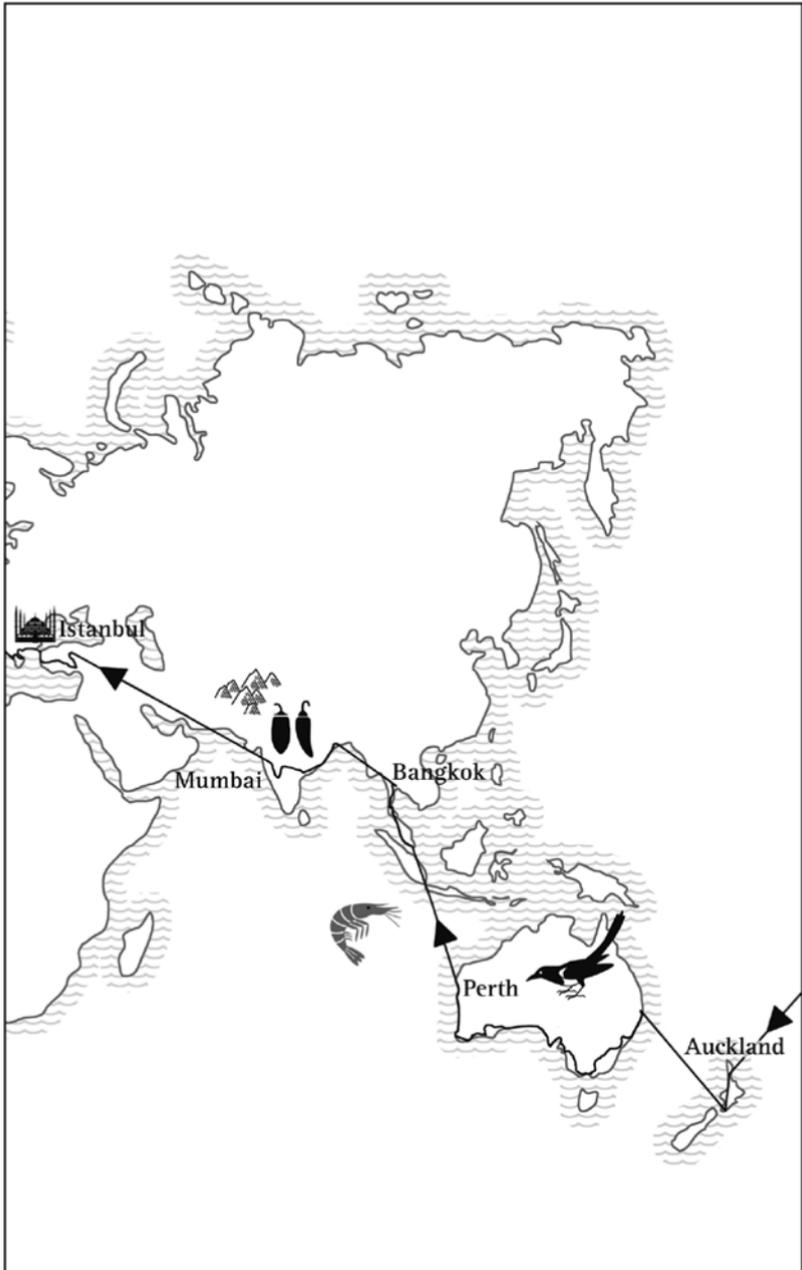
2013 nahm sie als erste Frau am Transcontinental Race durch Europa – von London nach Istanbul – teil, das ohne Unterstützung durch ein Team gefahren wird. Juliana schaffte den neunten Platz. 2014 gewann sie das Trans Am Bike Race in der Gruppe der Frauen; in der Gesamtwertung wurde sie Vierte. Juliana legte die insgesamt 7137 Kilometer in 20 Tagen und 23 Stunden zurück. Sie gilt heute als eine der stärksten Ultra-Endurance-Radfahrerinnen der Welt. 2016 nahm sie am Race Across America (RAAM) teil, einem der härtesten Endurance-Rennen überhaupt.

Julianas erstes Buch *Nicht ohne meine Schwestern* war ein internationaler Bestseller und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

julianabuhring.com

Die Route





© des Titels »Mein Weltrennen« von Juliana Buhring (978-3-7423-0109-3)
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

Vorwort

22. Dezember 2012

Eine lärmende Gruppe Radfahrer und Motorradfahrer hat sich vor einer Bar im Städtchen Cardito in der Metropolregion Neapel versammelt. Jeder will Fotos machen, ich aber wünsche mir eigentlich nur eines: einen starken Espresso.

»Unterwegs werden sich dir noch andere Gruppen von Radfahrern anschließen«, flüstert mir Antonio noch ins Ohr. Er schaut auf die Uhr, während ich den starken, duftenden Kaffee in mich hineinkippe.

Das hier ist eine typisch neapolitanische Bar. Es gibt warme Cornetti, Lotterielose und Zigaretten. Der Raum ist in kaltes Neonlicht getaucht, im Hintergrund flimmert ein Fußballspiel über den Flachbildschirm. Ich könnte nicht glücklicher sein. Wie sehr habe ich in den letzten fünf Monaten doch einen richtig guten neapolitanischen Espresso vermisst!

»Die Leute werden versuchenn dich anzuhalten, um Fotos mit dir zu machen, aber dafür ist keine Zeit. Fahr einfach weiter. Denk immer daran: Du darfst auf gar keinen Fall stehen bleiben. Du *musst* bis Mittag auf der Piazza del Plebiscito sein!« Antonio ist mein Logistikmanager. Den ganzen Stress rund um mein 29000-Kilometer-Weltrennen hat in der Hauptsache er abbekommen. Seit ich auf Tour bin, hat er wohl keine Nacht mehr durchgeschlafen. Es scheint, als hätte er genauso viel abgenommen wie

ich. Seine lockigen Haare stehen nach allen Seiten ab. Seine müden Augen, die er gerne zusammenkneift, wenn er einem Gedanken nachhängt, hat er hinter einer dunklen Ray-Ban-Sonnenbrille versteckt.

Er hatte keine Ahnung, worauf er sich einließ, als er vor über einem Jahr zusagte, sich um die logistische Seite meiner Weltumrundung zu kümmern. Aber das ging mir nicht anders. Die Ziellinie kann für uns beide gar nicht früh genug kommen.

»Okay, ich bin bereit. Wo ist Pegasus?« Ich habe mein Bike nicht gesehen, seit Antonio es gestern sicherheitshalber in die Garage gebracht hat. Sein jüngerer Bruder Riccardo hat sich darum gekümmert. Es war über und über voller Dreck, weil es gestern geregnet hat. Der Schlamm ist auf dem weißen Carbonrahmen festgetrocknet. Der Ledersattel ist an mehreren Stellen eingerissen, der Lack hat so manchen Kratzer abbekommen, aber wenn man bedenkt, wie viele Kilometer Pegasus auf dem Buckel hat, ist er in glänzender Verfassung. Trotz aller Pannen und Probleme hat er mich sicher um die Welt getragen. Ich streiche liebevoll über den Lenker. Dieses Rad ist seit 152 Tagen¹ mein Begleiter. Ich habe so manches Wort mit ihm gewechselt. »Nur noch eine Fahrt, Pegasus«, murme ich ihm jetzt zu.

Die wartenden Radfahrer steigen auf, die Motorradfahrer werfen ihre Maschinen an, während aus den Lautsprechern unter irgendeinem Beifahrersitz »I Will Survive« erklingt. Antonio springt in seinen blauen Renault Clio direkt vor uns. Die Leute pfeifen und klatschen von den Fenstern und Balkonen: »Vai, Julie!«, rufen

¹ Zur Rekordrechnung zählen auch die Tage, die man für Flüge, Transfer und Ruhepausen benötigt. Juliana Bührings Weltumrundung dauerte insgesamt 152 Tage, wovon sie aber nur 144 Tage auf dem Rad saß.

sie mir zu. »Los, Julie!« Ich will weg von all dem Krach, klicke mich in die Pedale ein und ziehe davon.

Unsere Prozession wird auf den letzten 60 Kilometern bis Neapel immer länger. Die Radfahrergruppe von Schiano, dem Sponsor, der mir mein Bike zur Verfügung gestellt hat, schließt sich uns an. Wir fahren zum Bike-Shop Cicli Caputo, wo ich gelernt habe, Reifen zu wechseln und Pegasus auseinanderzunehmen. Die Radfahrer von der Werkstatt, mit denen ich vor acht Monaten meine Trainingsfahrten begonnen habe, erwarten uns dort. Nun sind wir gut fünfzig Mann stark: Ein paar Teenager, ein paar ältere und erfahrenere Radfahrer, Amateure und Berufssportler – sie alle begleiten mich zur Ziellinie. Die Polizei hat die Straßen gesichert, sodass wir ungehinderte Fahrt haben.

Die motorisierte Eskorte blockiert die Kreuzungen, damit wir nicht anhalten müssen. Rundum nur freudige Erregung. Als wir durch Pozzuoli kommen, wo sich antike Ruinen der einstigen römischen Hafenstadt mit modernen Apartmenthäusern abwechseln, bricht die Sonne durch. Das Meer schimmert silbergrau und das Häusergewirr von Neapel taucht allmählich aus dem Schatten des Vesuv. Ein euphorisches Lachen steigt mir in die Kehle. Ich rufe den Jungs neben mir zu: »Was für ein toller Tag fürs Radfahren!« Sie nicken und halten mir den hochgestreckten Daumen entgegen.

Weitere Radfahrer schließen sich uns an, während wir die Straße entlangrollen: Fahrradpendler und die Frauen der Green Cycle Community. Wir werden langsamer, damit jeder Schritt halten kann. Die letzten Kilometer zur Piazza del Plebiscito folgen wir dem neuen Radweg, der am Meer entlang und dann direkt ins Stadtzentrum führt.

Die Radfahrergemeinde mischt sich unter die Freunde und Online-Follower, die mich auf dem Platz erwarten. Ich holpere über das Pflaster und über die Ziellinie. Jemand wirft mir eine neapolitanische Fahne über die Schultern. Die Leute klatschen. »Brava! Brava!«, rufen sie immer wieder. Man hat ein behelfsmäßiges Podium aufgebaut. Dort steht jemand und schreit ins Mikrofon: »Juliana is baaaaaack!«

Antonio erwartet mich, während ich vom Rad steige. Ich umarme ihn. »Brava, Baby!«, meint auch er. »Toll gemacht!« Dabei kneift er mir freundschaftlich in die Wange wie so häufig. *Wir* haben es geschafft! Der Sieg ist ebenso seiner wie meiner. Ich mag mich auf dem Rad abgestrampelt haben, aber er hat alles dafür getan, dass mir das gelungen ist.

Man bringt mich mit Pegasus auf das Podium und hält mir ein Mikrofon vor die Nase. Offensichtlich will man, dass ich etwas sage, aber mein Hirn ist einfach leer. Es fühlt sich alles so unwirklich an. Ich habe es geschafft: Ich habe auf dem Fahrrad die ganze Welt umrundet und kann immer noch nicht glauben, dass es jetzt vorbei ist! Ich spüre die Schürfwunden am Oberschenkel vom gestrigen Sturz. Meine Zehen sind schwarz und aufgerissen vom Frost. Mein Gesicht ist ganz rau von Sonne und Wind. Körperlich stehe ich kurz vor dem Zusammenbruch. In diesem Augenblick, in dem ich hier auf der Bühne stehe und all die klatschenden und jubelnden Menschen sehe, scheint alles wie ein Traum: die Schwierigkeiten, die Übelkeit, die Erschöpfung, die Kälte, der Hunger, der Schmerz und die Tränen. Als wäre es nie passiert.

Aber es *ist* passiert, entgegen allen Erwartungen. Ohne viel Sponsoring, ohne finanzielle Hilfe, ohne ein technisches und medizinisches Sportteam und nach nur acht Monaten Training auf

dem Fahrrad. Niemand hat geglaubt, dass ich es schaffen würde, schon gar nicht um die ganze Welt. Das bedeutet nämlich: 200 Kilometer am Tag. Ich war keine Sportlerin, ja noch nicht mal leidenschaftliche Radfahlerin. Ich hatte nichts vorzuweisen, was mich für solch eine gewaltige Herausforderung qualifiziert hätte. Nichts außer meiner Willenskraft und der Entschlossenheit, es zu Ende zu bringen, wie auch immer. Ich war losgezogen, um zu beweisen, dass alles möglich ist. Dass wir Dinge vollbringen können, die den Horizont dessen, was wir für möglich halten, weit übersteigen.



Tag X

Die ganze Geschichte hatte vor fünf Monaten begonnen, an einem diesig-grauen Morgen Ende Juli. Der Wetterbericht hatte Regen angekündigt, und über den Freunden und neugierigen Zuschauern, die sich auf der Piazza del Plebiscito im Herzen Neapels versammelt hatten, zogen sich dichte Wolken zusammen. Die Piazza del Plebiscito ist einer der größten Plätze Europas, auf einer Seite begrenzt vom Palazzo Reale aus dem 17. Jahrhundert, auf der anderen von der Basilica San Francesco di Paola. Dieser Platz im Herzen Neapels schien mir der natürliche Ausgangspunkt für mein Abenteuer zu sein.

»Bist du bereit?«, fragte Antonio, der sich gerade durch das Heer von Gratulanten, Fotografen und Journalisten gekämpft hatte, die meine Abfahrt begleiteten. Die Frage war natürlich rein hypothetisch. Kann man überhaupt für ein Abenteuer wie dieses »bereit« sein? Ohnehin waren alle der Ansicht, dass ich das nicht war. Ich hatte schließlich nur ein paar Tausend Euro auf der Bank, ein Rennrad und einen Traum.

Einen Traum, der aus Trauer geboren war. Jener Art von Trauer, die uns älter und müder werden lässt – oder aber verändert, weil sie zum Motor für seltsam zufällige Handlungen wird, die schließlich unser ganzes Leben auf den Kopf stellen.

Ich hatte Hendri Coetzee vor acht Jahren im Rock Garden Nightclub in Kampala in Uganda kennengelernt. Ich stand mit dem Rücken an die Bar gelehnt, die Neonröhren tauchten mich nur zur Hälfte in ihr Licht, und ich unterhielt mich mit Freunden. Hendri stand im Dunkeln und nippte an einem Wodka Red Bull, als unsere Augen sich trafen. Wir sahen uns eine gefühlte Ewigkeit an. Als hätte er nicht die Absicht, wegzusehen und diese unerwartete Begegnung abubrechen. Ich kann mich noch ganz genau an seine Augen erinnern – hellblau, selbst noch im schummrigen Licht des Clubs. Langsam ging er auf mich zu, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen. Er kam so nahe heran, dass unsere Gesichter sich beinahe berührten.

»Sie können ja Ihre Augen nicht von mir lassen«, flüsterte ich.

»Und Sie wünschen sich nichts sehnlicher, als mich zu küssen«, antwortete er.

Wenn noch andere Worte fielen, so kann ich mich daran nicht mehr erinnern. Unsere Hände waren ebenso Teil der Verschwörung wie unsere Augen. Wir ließen uns nicht mehr los, sondern

gingen ohne ein weiteres Wort zusammen hinaus in die Finsternis, weg von der lauten, betrunkenen Menge der Stammgäste. Für uns gab es nichts und niemanden außer uns beiden.

Hendri war ein Entdecker. Er hatte zu Fuß 1500 Kilometer ostafrikanische Küste und zahllose weiße Flecken auf der Landkarte des afrikanischen Kontinents erkundet. Er hatte den Nil von der Quelle bis zur Mündung bereist und nannte sich selbst spaßeshalber den »Großen Weißen Entdecker«. Ich fand »Flussgott« passender, und wenn Sie je gesehen hätten, wie er in seinem orangefarbenen Fluid-Kajak über Grade-Five-Stromschnellen glitt, würden Sie verstehen, warum.

Unsere nächsten Begegnungen waren ebenso kurz und intensiv und ohne jede Erwartung an eine gemeinsame Zukunft. Wir verbrachten eine Reihe vollkommener, makelloser Momente miteinander, die wie unser erstes Treffen immer ein bisschen unwirklich blieben. Er arbeitete als Wildwasserguide für ein Kajakunternehmen in Jinja und brachte Leute über die Stromschnellen am Nil. Ich lebte damals in Kampala – tagsüber brachte ich als Missionshelferin Lebensmittel und Medikamente in Waisenhäuser und Schulen, nachts war ich Go-go-Tänzerin in einer professionellen Tanzformation, was mir genug Geld einbrachte, um meine Miete zu bezahlen. Hendri hatte gehört, dass Ausländerinnen im Rock Garden Nightclub tanzten, und war schon ein paar Wochen vor unserem ersten Treffen dort gewesen, um uns tanzen zu sehen.

Als ich ihn das letzte Mal sah, bereitete er sich gerade auf eine neue Nilexpedition von der Quelle zur Mündung vor – 6700 Kilometer auf den Spuren des amerikanischen Forschers John Goddard. Nachdem er losgezogen war, nahm mein Leben eine abrupte Wendung. Ich verließ Kampala, schrieb ein Buch und wur-

de ein anderer Mensch. Wir verloren uns für mehrere Jahre aus den Augen.

Ich war in London und besuchte gerade eine Freundin, die auch in Kampala gelebt hatte, als ich Hendris Profil auf ihrer Facebook-Seite entdeckte. Ich schickte ihm eine Freundschaftsanfrage, auf die er sofort reagierte.

»Der Hammer! Ich hätte ja nie auch nur eine Sekunde lang gedacht, dass ich je wieder von dir hören würde. Dabei habe ich erst vor ein paar Wochen an dich gedacht. Im positiven Sinne, sollte ich wohl hinzufügen.«

Er war gerade von einer einsamen Expedition durch den Kongo zurückgekehrt und hatte Schwierigkeiten, sich wieder ins »normale Leben« zu integrieren. Ich kannte das Gefühl. Auch ich hatte nie irgendwo richtig dazugehört. Wir begannen, uns regelmäßig zu schreiben. Es war, als wäre die Zeit stehen geblieben, als hätte sich unser Leben nicht von Grund auf verändert. Bei ihm wie bei mir war in den letzten fünf Jahren viel passiert, doch zwischen uns war alles wie eh und je.

Freiheit war für uns beide ein wichtiges Thema. Wir hatten sie zwar auf verschiedenen Wegen gesucht, doch unsere Pfade hatten uns zu recht ähnlichen Schlussfolgerungen geführt. »Du hast vor einiger Zeit mal über Freiheit gesprochen«, schrieb er mir zu Beginn unseres Austauschs, nachdem er mein erstes Buch gekauft und gelesen hatte, in dem ich meine Kindheit in der berühmtesten Sekte Children of God beschreibe. Dann fuhr er fort:

Ich wusste nicht, wie wichtig das Thema für dich ist. Viktor Frankl ist mein Lieblingspsychologe. Er sagt: »Wir können Sinn in der Arbeit, der Liebe oder im Leiden finden.« Vielleicht haben Menschen, die

leiden, sogar die besten Aussichten, einen Sinn zu finden. Aber das kannst du sicher besser beurteilen als ich. Frankl jedenfalls meint: Leiden ist unvermeidlich, und über die eigene Reaktion auf das Leid zu bestimmen, ist eine der letzten Freiheiten der Menschheit. Als jemand, der nach dieser Freiheit sein Leben lang gesucht hat, bin ich sicher, dass es auch die am schwierigsten zu erlangende Freiheit ist.

Jede E-Mail, jede Nachricht, die wir einander schickten, war für uns wie Wasser für den dürstenden Wanderer. Sie sprachen das Wilde in mir an, die Rebellin, die soziale Außenseiterin. Wir lebten auf verschiedenen Kontinenten, aber seine Worte waren mir wichtiger als alles, was ich von anderen Menschen bekam. Obwohl wir nur eine Fernfreundschaft führten, bedeutete mir diese Freundschaft mehr als hundert Bekanntschaften direkt vor meiner Haustür.

In den folgenden Monaten wurde unsere Beziehung immer enger, als spürten wir beide, dass unsere Zeit bemessen war und auf einen unbekanntem Zusammenstoß mit dem Schicksal zueilte.

»Ich glaube, wir wissen beide, dass du und ich nur Symptome sind, nicht die Ursache dieser Anziehung«, schrieb er mir in einer E-Mail.

Wir suchen uns voller Verzweiflung und damit die Chance von außen, dass jemand, der anders ist als alle anderen, vielleicht endlich das ist, was wir suchen, die wir alles andere bereits abgegrast haben – eine letzte Zuflucht. Für uns, die wir in vollem Lauf auf die Dinge zurennen, kann die Angst, diese Theorie auf ihre Gültigkeit hin zu prüfen, sehr schmerzhaft werden. Uns fällt es schwer,